

ORDEN POUR LE MÉRITE  
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

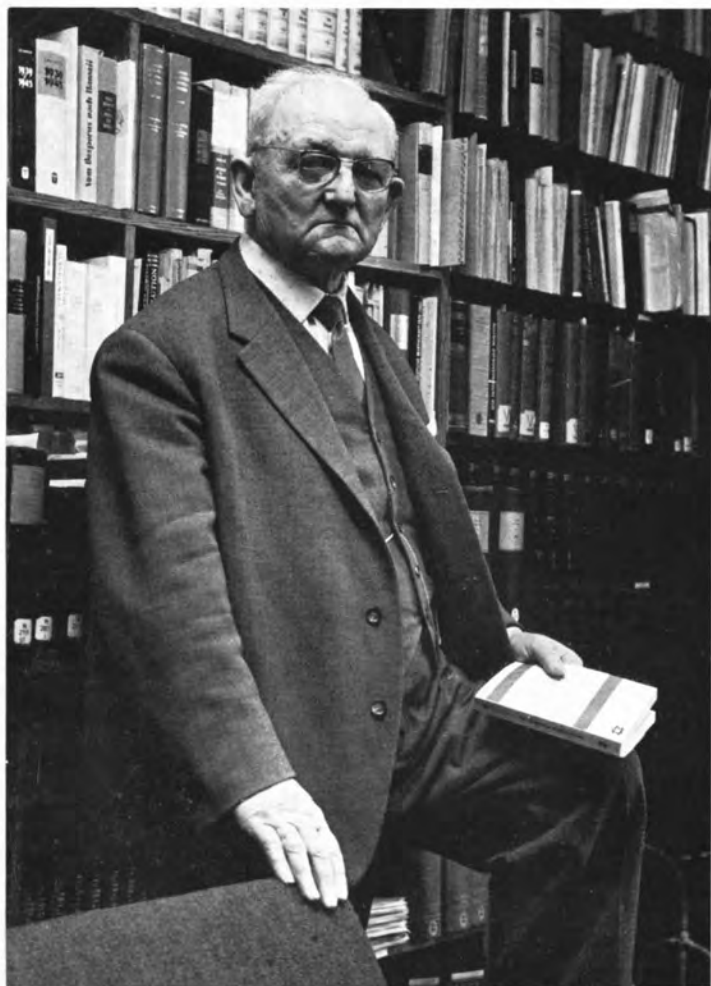
REDEN UND GEDENKWORTE

NEUNTER BAND  
1968/69

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

GERHARD RITTER

6. 4. 1888 – 1. 7. 1967



*Joseph and Clara*



*Prof. Gerhard Ritter (1944)*

Steinzeichnung von Erwin Heinrich, Donaueschingen  
Foto: Photo Stuber Freiburg im Breisgau Bertoldstraße 5

*Gedenkworte für*

GERHARD RITTER

*von*

*Hans Rothfels*

---

Als wir vor einem Jahr zur Jubiläumstagung des Ordenskapitels in Berlin zusammenkamen, saß Gerhard Ritter in gewohnter Vitalität unter uns, diskussionsfreudig und oft das Gespräch beherrschend, wie wir ihn seit langem kannten, von der Genußtuung beflügelt und gern davon erzählend, daß er sein opus magnum, betitelt »Staatskunst und Kriegshandwerk«, trotz des immer massenhafter werdenden Stoffes mit einem vierten, bis November 1918 reichenden Bande zu Ende geführt habe. Es fehlten nur noch zwei mehr essayartige Abschnitte, die unter der gleichen Fragestellung die Weimarer und die NS-Zeit behandeln sollten, eine Thematik, die aber schon von Ritter in früheren Arbeiten erörtert worden ist. Er plante noch für den Historikertag im vorigen Oktober einen Vortrag, der über erstaunliche Funde in den ihm zugänglich gemachten Akten des englischen Kabinetts berichten sollte – und anderes mehr.

Da nahm am 1. Juli der Tod ihm die Feder aus der Hand. Der vierte Band aber war in der Tat im wesentlichen vollendet, er ist von der Tochter mit Hilfe einiger Schüler des Vaters zur Veröffentlichung gebracht worden und konnte am 6. April dieses Jahres, dem Tag, an dem Gerhard Ritter 80 Jahre alt geworden wäre, erscheinen.

Damit hat ein wissenschaftliches Lebenswerk seine Abrundung erfahren, das durch Fülle, Intensität und Spannweite seinem Autor einen Ehrenplatz in der Geschichte der Geschichtsschreibung sichert. Unter den Fachgenossen seiner Generation und auf dem Gebiet der Neueren Geschichte repräsentiert Gerhard Ritter vor allem den Gelehrtentypus, den Forscher von unablenkbarer Arbeitsenergie, von bohrendem Fleiß und jenem unstillbaren Durst nach der frischsprudelnden Quelle, den Voltaire die Berufskrankheit des Historikers, seine »Hydropsie« genannt hat. Je mehr man ihn stillt, um so stärker wird er. So hat Ritter nicht nur wenig behandelte Gebiete quellenmäßig erschlossen, etwa in seinen Studien zur Spätscholastik aus den zwanziger Jahren, die der Vorbereitung der von ihm begonnenen und in einem ersten Band bis 1508 geführten Heidelberger Universitätsgeschichte dienten. Er konnte auch auf einem so weithin beackerten Felde, wie dem der preussischen Reformzeit, die Quellengrundlage in einem Maße verbreitern, daß allein schon dadurch seine Biographie des Freiherrn vom Stein die des Vorgängers Max Lehmann weit übertrifft. Ähnliches wäre von der vorbildhaften Akribie der Neuausgabe von Bismarcks »Erinnerungen und Gedanken« in der Urform und von der kritischen Unterbauung der von Ritter als erstem bewirkten Edition des Schlieffenplanes oder von der ungewöhnlichen Bereicherung des Materials zu sagen, auf

dem die Goerdeler-Biographie im Rahmen der Geschichte der Widerstandsbewegung sowie das schon genannte Hauptwerk der letzten anderthalb Jahrzehnte beruhen. Zugleich aber ist Gerhard Ritter – politischer Historiker, der er in eminentem Maße war, – auch ein Erzähler von hohen Graden gewesen, was unter den Fachgenossen in unseren Tagen eine keineswegs mehr so selbstverständliche Qualität darstellt, wie das früher wohl galt. Mit sehr bewußter Zuspitzung hat er in dem großen Forschungsbericht über »Leistungen, Probleme und Aufgaben der Internationalen Geschichtsschreibung«, den er 1955 für den Historikerkongreß in Rom zu erstatten hatte, geschrieben: »Die klassische Form der politischen Geschichte wird . . . immer die Erzählung, nicht die Analyse bleiben.«

An dieser wie an vielen andern Stellen, zuletzt noch in dem Vortrag »Wissenschaftliche Historie einst und jetzt«, den er uns auf der Zusammenkunft in Baden-Baden 1965 hielt, setzte sich Gerhard Ritter von allem ab, was nicht aus erster Hand geschöpft ist, von »gequälten Synthesen« als »unnütz aufgewirbeltem Staub«, zugleich auch von der »Staatsfremdheit« gewisser neuerer Schulen, etwa der französischen Annales, von der Schwerpunktsverlagerung auf sozialgeschichtliche Analyse und Strukturforschung. Dabei verkannte er keineswegs den heuristischen Wert soziologischer Fragestellungen, wie es überhaupt ein Mißverständnis wäre, in ihm nur den erforschenden und erzählenden Gestalter großer Stoffmassen, einen Historiker der bloßen Faktizität, zu sehen. Die Schwerpunkte seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit ergaben sich nicht aus der Erkenntnis von Lücken, die es auszufüllen galt, nicht aus einem horror vacui, sondern aus immer wiederholter Konfrontation mit einer für ihn »lebendigen Vergangenheit«, aus dem Bedürfnis nach tieferer Einsicht in die Kompliziertheiten, die

Problematik, aber auch die fortwirkenden Kräfte der Tradition, die im deutschen Fall sich so wenig gradlinig entwickelt hatten, aus der Überzeugung, daß »Geschichte als Bildungsmacht« und der Historiker als ihr verantwortlicher Interpret mitzuwirken haben am politischen Selbstverständnis der Nation.

Einen ersten solchen Schwerpunkt, sachlich noch nah verbunden mit den Studien zur Spätscholastik, bildete die Geschichte des deutschen Humanismus mit seiner starken religiösen Bedingtheit und vor allem dann die Reformation mit ihrer Hauptfigur Martin Luther. Indem Gerhard Ritter in seinem – wiederholt neu aufgelegten – Buch von 1925 den Reformator abhob von dem harmonisierenden Bild, das der Kulturprotestantismus entworfen hatte, stellte er mit Luthers radikaler Kritik an aller menschlichen Selbstgerechtigkeit sein »paradoxes« Dennoch des Glaubens in eine politische Dimension, bei der es darum ging, die Spannung zwischen sittlichem Ideal und nüchterner Wirklichkeit auszuhalten – im Vertrauen auf eine von Gott gesetzte Aufgabe. Gerhard Ritter hat wiederholt, so auf dem Warschauer Internationalen Kongreß von 1933, auszuführen sich bemüht, was die verschiedenen religiösen Bewegungen des Reformationszeitalters für die Ausprägung der europäischen Nationalitäten bedeutet haben, und er hat 1941 in der Propyläen-Weltgeschichte, sowie nochmals in erweiterter Fassung 1950, dem 16. Jahrhundert eine Gesamtdarstellung gewidmet, wobei im Ringen politischer und religiöser Kräfte sich ihm der Beginn der Neuzeit in bezeichnender Weise aus der Ausformung einer Vielgestalt von Nationalgeistern ergab.

Damit ist ein zweiter sachlicher Schwerpunkt berührt, um den Gerhard Ritters Lebenswerk kreist: die Entwicklung zum Nationalstaat, insbesondere als Problem einer auf Deutschland bezogenen Forschung, gewiß auch mit wertvollen vergleichen-



den Ausblicken hinüber zur französischen und englischen Geschichte, aber vor allem doch getragen von der Bemühung um die Erkenntnis des Bodens, auf dem er selbst als Historiker stand. Wie er mit Arbeiten zu Bismarcks deutscher Politik und der durch sie bewirkten Auseinandersetzung im konservativen Lager begonnen hatte, so ist Gerhard Ritter über Friedrich den Großen und den Freiherrn vom Stein in Einzelstudien wie im zweiten Band seines abschließenden Werkes zur Figur des Reichsgründers zurückgekehrt, an dem, wie er 1946 wohl einmal schrieb, »sich die Geister scheiden«. Das war gemeint sowohl als Frontstellung gegen die klischeehafte Überhöhung, die im alldeutschen Lager üblich geworden war, aber auch der Geschichtsschreibung nicht fremd blieb, wie gegen ein Bismarckbild, das bei aller berechtigten Kritik an Fehlleistungen der Innenpolitik das Grundsätzliche und Vorbildliche einer Staatsführung übersah, die den Versuchungen der Macht widerstand und ihren Gebrauch vornehmlich im Ziel einer internationalen und einer sozialen Friedensordnung gerechtfertigt sah. Hier lag für Ritter das Verbindende zum Lutherschen Geisteserbe und zur friderizianisch pflichtgebundenen Nüchternheit. Auch sein mit so großer Sympathie entworfenes und durchgeführtes Porträt des Freiherrn vom Stein nimmt bewußt Abstand von jener idealistischen Übersteigerung, die im Kampf gegen Napoleon einen Kreuzzug des guten gegen das böse Prinzip zu sehen geneigt war. Man erkennt unschwer den Niederschlag der realistischen Erfahrungen des Frontsoldaten aus dem 1. Weltkrieg. Mit Berufung darauf und auf eine bestimmte Generationenlage hat Gerhard Ritter in einer Besprechung von Siegfried Kaehlers Buch über Wilhelm von Humboldt zu der dort vollzogenen »Entgötterung der politischen Ideengeschichte« sich auch seinerseits bekannt.

Es lagen in dieser Geschichtsauffassung, ihrem, wenn man so sagen darf, protestantischen und preußischen Grundmetall, starke Abwehrkräfte bereit gegen jede Versuchung, die in den außenpolitischen Anfangserfolgen des Hitlerregime liegen mochte. Ich erinnere mich über dreieinhalb Jahrzehnte hin sehr deutlich einer Unterredung auf dem Wrawel in Krakau im Herbst 1933, bei der Gerhard Ritter sich in düsteren und wie sich zeigen sollte, nur zu berechtigten Prognosen erging. Von jeher war er mißtrauisch gegen alle Massenemotionen gewesen, ja im Grunde gegen alles was von Rousseaus *volonté générale* herkam, in der er die Wurzel des politischen Totalitarismus zu erkennen glaubte. Wie er persönlich zu der seit 1933 sich entfaltenden Dämonie stand, ist in Briefen ausgiebig bezeugt, etwa in denen an seinen in so schmähhlicher Weise angegriffenen Lehrer Hermann Oncken. Einige Bücher, die er während des Dritten Reiches veröffentlichte, sein *Friedrich der Große von 1736* und »Machtstaat und Utopie« sind Zeugnisse dessen, was man damals indirektes Schießverfahren nannte, und konnten von Wissenden durchaus so verstanden werden. Freilich erst die 1947 umgearbeitete Auflage des zweitgenannten Buches, die unter dem Titel »Die Dämonie der Macht« erschien, stellte den Angriff auf ein verbrecherisches Regime in aller Klarheit heraus. Zu offenem Zusammenstoß mit der Partei kam es indessen schon 1938 auf dem internationalen Historikertag in Zürich, wo Ritter gegen den Vortrag eines Kollegen auftrat, der Luther als völkischen Helden vorgestellt hatte. Seine Suspension vom Amt ist schon damals erwogen worden, wurde aber noch abgewehrt und nur ein zeitweiliges Ausreise- und Kongreßverbot über ihn verhängt. Aber am 2. November 1944 wurde er dann als Mitglied der Bekennenden Kirche und eines Freiburger Kreises, der Goerdeler nahe-

stand und diesen mit Denkschriften zu verfassungspolitischen und kulturpolitischen Fragen unterstützt hatte, verhaftet. Im Gestapo-Gefängnis hat er die erstaunliche Leistung vollbracht, sich an der Hand einer Dünndruckausgabe der Werke Machiavellis in die Gedankenwelt des Florentiners so zu vertiefen, daß ihm bei der Befreiung am 25. April 1945 das Aussprechen des Neudurchdachten auf den Nägeln brannte. Es gibt dazu ein bewegendes Zeugnis der Frau von Bredow, die ihn am ersten Tag der Absetzung nach Westen in Potsdam sah.

Damit ist der dritte Problembereich bezeichnet, um dessen Erhellung sich Gerhard Ritter nach Kriegsende besonders bemüht hat. Bezeichnend sind schon die Buch- und Aufsatztitel dieser Jahre: »Politische Ethik« 1946 und »Vom sittlichen Problem der Macht« 1948. In einer Studie über die geschichtliche Eigenart des deutschen Staatsdenkens wird die Linie dieser kritischen Besinnung weitergeführt, sie mündet unmittelbar in die Beschäftigung mit dem Problem des Militarismus, als eines Kernproblems der deutschen, aber auch der internationalen Geschichte, wie es Gerhard Ritter auf dem Bremer Historikertag darstellte, und in die vier Bände des schon genannten opus magnum »Staatskunst und Kriegshandwerk«. In seiner Auffassung des Militarismus ging Ritter zugegebenermaßen von einer engen Begriffsbestimmung aus, indem er alle sozialgeschichtlichen und sozialpsychologischen Momente bewußt beiseite ließ. Er konzentrierte sich auf zwei politische Merkmale: Die einseitige Bestimmung von Entschlüssen durch militärtechnische Überlegungen und das einseitige Überwiegen militanter Züge in der Grundhaltung eines Staatsmanns oder einer Nation. Von dieser Maßstabbildung ausgehend wurde der fatal einengende Einfluß des Schlieffenplans auf die Behandlung der Julikrise von 1914 erörtert und

in den beiden ersten Bänden des Hauptwerks die im wesentlichen positive Lösung der Antinomie für die altpreußische und Bismarcksche Epoche dargestellt. Im Kontrast dazu stehen die beiden letzten Bände im Zeichen des immer wiederholten tragischen Konfliktes. Man könnte fragen, ob es sich dabei nicht vielfach mehr um den zwischen guter und schlechter Politik als zwischen zwei grundsätzlich verschiedenen Geisteshaltungen handelte. Jedenfalls ist Gerhard Ritter als erstem in diesen Bänden eine allseitig und auf umfangreiches neues Material gegründete, eine tieferregende und ganz dichte politische Geschichte des ersten Weltkrieges gelungen. Er hat sie im wesentlichen ohne Polemik gegenüber abweichenden Meinungen vorgetragen, nur in den Anmerkungen findet sich eine freilich sehr einschneidende Kritik der methodischen Fehlgriffe und der tendenziösen Fehldeutungen des bekannten Fischerschen Buches »Griff nach der Weltmacht«. Ritter selbst enthielt sich seinerseits, etwa in seinem Bild Bethmann-Hollwegs, jeder Apologetik. Gerade was die Erlebnisgrundlage der eigenen Jugend- und Mannesjahre betraf, war er zur schmerzlichen Überprüfung des Bodens bereit, auf dem er stand, ohne doch deshalb im Prinzip die Maßstäbe einer bürgerlichen und nationalen Epoche aufzugeben. Auch in dem Goerdelerbuch wurden die Akzente so gesetzt, daß alles gesellschaftlich Progressive und Übernationale am Rande verblieb, wie das etwa bei der Beurteilung des Kreisauer Kreises oder des Falles Oster in auffallender Weise in Erscheinung tritt.

Nur in Stichworten sei schließlich noch die Rolle Gerhard Ritters als Herausgeber des »Archivs für Reformationsgeschichte« (seit 1938) und zweier geschichtlicher Unterrichtswerke erwähnt, ferner seine Lehrtätigkeit, die durch mehr als dreißig Jahre am Oberrhein Generationen von Geschichtslehrern er-

zogen hat und für die seine Schüler auf akademischen Lehrstühlen Zeugnis ablegen, sein Eingreifen in die Diskussion um Universitätsreform und Gemeinschaftskunde, die ihm verdankte Wiederaufrichtung des deutschen Historikerverbandes nach der Zeit tiefer Depravierung, sein energischer Einsatz als Vorsitzender des Verbandes und als gewählter Vertreter im Internationalen Büro. Einer überaus vielfältigen Tätigkeit am Schreibtisch, auf dem Katheder und im öffentlichen Leben war Gerhard Ritter mit Hingabe zugewandt, gewiß nicht ohne Ehrgeiz und Geltungswillen, ohne die, wie er einmal schrieb, »noch nie ein großes Manneswerk gelungen ist.« Seines war in seiner Art ein großes Manneswerk.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Vgl. auch den unmittelbar nach Gerhard Ritters Tod vom Ordenskanzler verfaßten Nachruf, den die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« am 7. Juli 1967 unter der Überschrift: »Endgestalt einer Epoche« auf S. 32 abdruckte.